

Predigt am Sonntag Misericordias Domini
23. April 2023
in der Hospitalkirche Stuttgart
Text: 1. Petrus 5,1-4

¹ Die Ältesten unter euch ermahne ich, der Mitälteste und Zeuge der Leiden Christi, der ich auch teilhabe an der Herrlichkeit, die offenbart werden soll:

² Weidet die Herde Gottes, die euch anbefohlen ist; achtet auf sie, nicht gezwungen, sondern freiwillig, wie es Gott gefällt; nicht um schändlichen Gewinns willen, sondern von Herzensgrund;

³ nicht als Herren über die Gemeinde, sondern als Vorbilder der Herde.

⁴ So werdet ihr, wenn erscheinen wird der Erzhirte, die unvergängliche Krone der Herrlichkeit empfangen.

Liebe Gemeinde,

ohne darum herumzureden: diese Ermahnung des Mitältesten und Zeugen der Leiden Christi an die Ältesten lese ich mit Unbehagen. Ich ahne, sehe durch sie hindurch eine Kirche voller Abgrenzungen, Bevormundung, Hirtenhund, Vorschrift und erhobenem Zeigefinger. Ich sehe entmündigte Schafe in ihren Pferchen. Ich sehe Hirten und Erzhirten und Talare und Stolen und Heilige Gewänder ... und Siegerkronen, die aus dem Jenseits grüßen.

Vergeblich suche ich in diese Sätze hineingewoben das österliche Licht; das Wunder, das erwacht; ein Menschsein, das ins Freie findet; Gräber, die sich öffnen für den österlichen, neuen Menschen. Wo sind die Hirtengeschichten, die ich aus der Predigt Jesu kenne? Der verrückte Hirte zum Beispiel, der für ein verlorenes Schaf die 99 Anderen stehen lässt und sich auf die Suche macht und dessen Freude über das Wiedergefundene ihn und alle, denen er begegnet, überwältigt.

Ich höre einen weinerlichen Autor, der im Namen des Apostels Petrus schreibt. Er nennt sich: „der Mitälteste und Zeuge der Leiden Christi“. Wo ist der Osterzeuge Simon Petrus? Wo ist er geblieben? Ich lese in seinen Mahnungen die Angst, dass Autorität und Macht auch in der Kirche missbraucht werden könnte; dass Eitelkeit, Eigennutz und Gewinnsucht in der Kirche regieren könnten und nicht die Freiheit der Kinder Gottes. O ja, das ist möglich, wie wir wissen. Ich sehe eine verängstigte Kirche, die um ihr Selbstbild kämpft. Nach innen und nach außen.

Und ich finde mich wieder am Ende des ersten christlichen Jahrhunderts in einer Zeit und in einer Situation, in der die frühen Gemeinden ihren Standort in der Welt zu suchen hatten.

Wir lesen heute in einem Brief, in dem sich die Frauen den Männern unterordnen sollen (1 Petr. 3,1ff) und die Jüngeren den Älteren (1 Petr. 5,5) Wir lesen in Hausordnungen, in sogenannten „Haustafeln“ - das sind Gemeindeordnungen -, die auf der Schwelle zum zweiten Jahrhundert in den späten neutestamentlichen Briefen auftauchen.

Wir begegnen darin einer Kirche, die unter den Argus-Augen ihrer Umwelt versucht, todesmutig das Böse nicht mit Bösem zu vergelten. Die alles gibt, um ihre Berufung zu leben. Wir sehen eine in innere und äußere Not geratene Kirche, die demonstrativ in eine Haltung der Selbstverteidigung geraten ist; eine Kirche, die unter enormem Druck zu zeigen versucht,

dass sie die bessere Moral, die überzeugendere Botschaft, die besseren Argumente für das Miteinander in der Welt und für den Himmel hat. Die Umwelt soll an den guten Beispielen der Kirche zur Einsicht in das Evangelium kommen. Das ist eine der Botschaften dieses Briefes. ‚Seht doch, wie wir leben – und glaubt an Jesus Christus‘. Aber wir sehen eigentlich auch sehr viel Not!

Und wir sehen in diesem ersten Petrusbrief auch uns. Ich sehe eine sorgen- und angstbestimmte Kirche, die ihren Standort sucht; die mit moralischen Appellen versucht, zu leben und zu handeln. Die sich mit einem mehr oder weniger ordentlichen Leben und beeindruckenden, auch diakonischen Taten versucht zu legitimieren in der Angst, dass nicht noch mehr Menschen ihr den Rücken kehren oder sie moralisch disqualifizieren.

Aber ich sehe auch die Schafe (!), liebe Gemeinde, die die hier angeredeten Hirten zu hüten haben: *nicht gezwungen, sondern freiwillig, wie es Gott gefällt; nicht um schändlichen Gewinns willen, sondern von Herzensgrund*; das ist der Auftrag an die *Presbyteroi*, die Ältesten. Das ist mit etwas Verschiebung noch immer der Auftrag, der die Gemeindeleitung in unseren Kirchengemeinderäten bestimmt.

Die inhaltlichen Wurzeln dieses Amtes führen ja weit zurück in die Frühzeit Israels, in der die 12 Stämme durch die jeweils Erstgeborenen, durch die „Ältesten“, vertreten wurden. Im frühen Christentum finden wir dann dieses Amt zum ersten Mal auf der Schwelle vom ersten zum zweiten Jahrhundert. Und wir sehen im ersten Petrusbrief sehr berührend auch die Ernsthaftigkeit und Verantwortlichkeit dieser Menschen.

Aber, wie gesagt, ich sehe in diesem schwierigen Brief auch die Schafe - und ich atme auf!

Es gibt, liebe Gemeinde, von der Schweizerin *Leta Semadeni*, eine sehr nette kleine Ode - nicht an ein Schaf -, sondern das Loblied an eine Ziege, einen Gesang, in Rätoromanisch geschrieben, den die Autorin ins Deutsche übersetzt hat. „Ode des Hirten an seine Ziege“ – und sie sehen im Hintergrund dieses Textes gewissermaßen die Schafe, um die es auch in diesem Predigttext geht.

Ode des Hirten an seine Ziege¹

*Manchmal durchstreift sie
geräuschlos mein Haus
grüsst mit der Pupille am Ausgang*

*Manchmal liegt sie in den Wolken
und meckert
und löscht mich aus
wie ein Blitz*

Sie kann mein Herz zerschmettern

Manchmal will sie meine Zeit haben

¹ Leta Semadeni, Aus: Poesias da chadafö / Küchenedichte. Edizium da l'Uniun dals Grischs, 2006. Übersetzt von Leta Semadeni. In: <https://www.lyrikline.org/de/gedichte/oda-dal-chavrer-sia-chavra-5894>

meine Rosen fressen

*Auf ihre Hörner spiesst sie
den gleissenden Sommer
bringt ihn mir heim
Ganz still
Legt ihn auf die Schwelle
reibt den Kopf
an meiner Tür*

*Und ich erkenne
die leuchtende Gegenwart meiner Ziege*

*Das Tor bleibt offen über Nacht
denn ich weiss
nicht was ich bin
und wo und ob
und warum die Ziege
mich durchleuchtet und verfolgt
durch das Feuer meiner Tage*

So die Ode an die Ziege. So könnte auch ein Loblied an die Schafe sein. Durch diese Ziege hindurch sehen wir auch die Menschen, denen der Nazarener begegnet. Wir sehen auch uns! Wir sehen ihn, der nicht müde wird, die Randsiedler, die nicht in der Spur laufenden, die angeschlagenen, die wilden, manchmal bockige Menschen zu begrüßen in seinem Kreis. Und ich höre, wie er das Loblied auf diese Menschen, auf seine Schafe singt:

*Selig sind, die da geistlich arm sind; denn ihrer ist das Himmelreich.
Selig sind, die da Leid tragen; denn sie sollen getröstet werden.
Selig sind die Sanftmütigen; denn sie werden das Erdreich besitzen.*

Auch der Apostel Petrus gehört zu diesen Schafen; er war ja nicht nur ein ‚Zeuge der Leiden Christi‘. Wir erinnern uns: Er ist davongelaufen und dann wieder zurückgekommen. Und war ein sehr unausgeglichener Mensch.

Und da ist das Aufatmen der Menschen am See, der Jubel des Geheilten bei Jericho, das Staunen der Menschen, die wieder hören und sehen; und sie alle dürfen nicht verschwinden, wenn es um die Schafe, um das Miteinander und um die Leitung der Kirche; sie verschwinden dann zwar wieder aus den Ordnungen der Kirche und werden ‚schwierig‘ und passen nicht hinein in diese Kirche, die zu zeigen sucht, wie gut sie ist; aber diese wilden Schafe: sie gehören dazu.

Liebe Gemeinde,
der unersetzliche Karl Valentin hat einmal gemeint, man müsse Kinder gar nicht erziehen; sie machten einem sowieso alles nach.

Tatsächlich sagen uns die Fachleute, dass wir im Leben mehr durch Nachahmung, durch Vorbilder, durch Beispiele und Modelle lernen als durch weitergegebenes Wissen. Ein

Vorbild, das sei so etwas wie ein Kompass, der uns den Weg zur Menschwerdung weise. Dabei sei es gar nicht wichtig, ob es sich um eine große Dichterin, um Mahatma Gandhi oder um Tante Hilde aus Braunschweig handle - frei nach Erich Kästner -; entscheidend sei allein, dass ein Mensch vor Augen stehe, durch den wahre Menschlichkeit für uns anschaulich und erlebbar werde.

Und vielleicht gilt deshalb beides: die Schafe lernen vorbildlich von den Hirten; und mindestens ebenso lernen die Hirten von den „Schafen“.

Wenn ich in die frühe Kirche sehe, in die Anfänge, dann finde ich eine österliche Lerngemeinschaft. Und ich sehe einen bunten Haufen von Menschen; und Apostel, die sich manchmal die Haare raufen ob der Freiheit der Frauen und Männer, die von Ostern berührt werden – und die sehr selbstbewusst auftreten; bestimmt nicht zuletzt die Frauen.

Und ich sehe in den Katakomben Roms die frühen Malereien der Kirche: wie sie Jesus als diesen Jüngling darstellen, der ein krankes Schaf auf seinen Schultern trägt. Ein erschöpftes, hilfloses Tier, das getröstet durch seine Schwäche getragen wird. Und ich sehe noch nicht den Erzhirten, als der Jesus hier in diesem ersten Petrusbrief bezeichnet wird. Es ist im Übrigen das einzige Mal im Neuen Testament, dass Jesus Christus so genannt wird: „Erzhirte“.

Und ich sehe noch nicht die Hirten und Oberhirten und Erzhirten, hinter denen Scharen von Menschen gehorsam und ängstlich und mit gesenkten Blicken im Gleichschritt gehen – aus Sorge, sie könnten kein Brot mehr haben oder ihr Seelenheil verlieren.

Stattdessen sehe ich dort die alte Hirtenkunst lebendig. Sehe Frauen und Männer, die wissen, wie man die Gespenster beruhigt; wie man Ottern zum Schlafen bringt; wie man die Hirtenflöte spielt; wie man barfuß im Sand des Bösen gehen kann; wie man aufstehen und in den Tag gehen kann, ohne nur verbrannte Erde zu sehen; die wissen, wie man jeden Morgen beginnt, erneuert und zu einem österlichen Ereignis macht; die wissen, wie ein Schlick Wasser das Leben zurückgibt; und wie das Brot ist, wenn es geteilt ist;

Wenn wir sie sahen [– diese Hirten –], schmeckte die Abenddämmerung mit einem Mal nach Veilchenwurzeln.

In jener Zeit

*wussten wir alle, wie man Ottern zum Schlafen bringt
mit einer alten Hirtenflöte. Wir hatten auch gelernt,
barfuß im Sand des Bösen zu wandeln
und uns das Gesicht mit Brombeersaft zu waschen
(frei nach Antoni Vidal Ferrando)*

Können wir es noch? Wissen wir noch um diese Kunst? Wir, diese Kirche im Verteidigungsmodus unserer Tage? Wissen wir noch, wie es ist, Hirte, Hirtin zu sein? Wissen wir um den siebten Schöpfungstag. Um die grünen Auen, von denen gesungen wird? Um den Frieden, der darin liegt. Um eine Geschwisterlichkeit, die mehr und mehr verloren geht. Wissen wir noch um die Worte des österlichen Jesus Christus, die nicht aus weiter Ferne aus dem Mund eines Erzhirten kommen, sondern die uns so nahe sind, dass sie uns den Alltag verwandeln können? Um den Trost von Schwestern und Brüdern, der uns hilft, durch die

Wüste zu gehen? Um Momente wie diesen, in denen wir eine Oasenstunde für unser Leben finden?

Noch einmal und ohne darum herumzureden, liebe Gemeinde: diese Ermahnung des „Mitättesten und Zeugen der Leiden Christi“ an die Ältesten lese ich mit Unbehagen. Ich ahne, sehe durch sie hindurch eine Kirche voller Abgrenzung, Bevormundung, Vorschriften und erhobenem Zeigefinger.

Aber wenn ich weiter lese, wenn ich versuche, diese Worte mit Einfühlung zu lesen, dann sehe ich auch das Kämpfen unserer früheren Geschwister in Jesu Namen um ihren Weg in ihrer Zeit, um ihre Zeuginnen- und Zeugenschaft, um ihren Auftrag als Botschafterinnen und Botschafter der guten Nachricht; dann lese ich das auch als eine Erinnerung an unsere Freiheit, an die Gabe, die uns Tag für Tag im Geist Jesu Christi geschenkt ist, unserer unsere Verantwortung, in seinem Geist Raum zu geben, damit er, der Auferstandene, seine Kraft entfalten kann und uns aus der Angst in die Freude und in den österlichen Horizont hineinnimmt – jetzt, in dieser angefochtenen, bedrohlichen Zeit in ganz besonderer Weise.

Und der Friede Gottes, der höher ist als unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

Pfarrer Eberhard Schwarz